

vermitteln willens ist, der muß ein ausgezeichnete Kenner der Heimat sein. Heimatkenntnis aber fliegt vor allem dem nicht spielend bei, den amtliche Weisung einer Heimat zuführte, in der nicht seine Wiege stand. Aber auch in dieser seiner zweiten Heimat fordert die Pflicht von ihm Erfüllung. Datum: Wer an einem fremden Wirkungsort dem Willen des Gelezes folgen will, muß Heimatforscher werden. Dabei tun ihm Führer not. Und solche Führer sind ihm Stammesbünde und deren Zeitschriften.

Es gibt ja Leute, die in den Stammesverbänden Gefahren sehen für die Volkseinheit, wie sie ja auch in der Heimatgeschichtspflege Richtungsgefahr zu erblicken glaubten. Ihnen gegenüber helfen alle Beteuerungen der maßgebenden Persönlichkeiten in diesen Stammesbänden nichts, da sie ja nicht überzeugt werden wollen. Doch mancher dieser Kämpen für eine „echte Volkseinheit“ gab schon seinen Widerstand auf, wenn das Bundesblatt ihm seine Spalten öffnete. Ob solche Gegner einzusehen vermögen, daß „aus den vielen Einzelzügen, die die Pflege und Betrachtung der engeren Heimat uns liefert, das Bild der einen deutschen Heimat erwächst?“ Daß das Kleinbild zum großen Ganzen, die Dorfgemeinschaft über die Stammesgemeinschaft zur Volksgemeinschaft führt?

Wir wissen es nicht, ob wir solche Einsicht erhoffen dürfen; wir wissen aber, daß es den Stammesverbänden ferne liegt, durch feste Betonung der Stammeseigenart und Pflege heimatlichen Volkstums die Geschlossenheit der Volksgemeinschaft zu stören. Das Gegenteil zu erreichen ist Sinn und Ziel ihrer Bestrebungen.

Und wenn nun unser „Frankenbund“ der Schule hilfreiche Hand bieten will bei Bereitstellung heimatlicher Bildungstoffe, so wollen wir Lehrer der Jugend es freudig begrüßen. Zum freudigen Gutheißen gehört aber auch die freudige Mitbeteiligung am Werke. Dazu sei mit diesen Zeilen die Lehrerschaft aufgerufen. Ihre Unterstützung der Ziele des Frankenbundes wird der heimatlichen Schule zu nutz und frommen sein.

## Fränkisches Schibboleth

Von Peter Schneider

Ich erinnere mich noch gut, es war vor zwanzig Jahren und wir saßen am Bierisch, am „Lateinischen Tisch“ im „Polarbären“ zu Bamberg, da kam von ungefähr das Gespräch auf die Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen Mittbayern und Oberpfälzern. Und nachdem schon mit tiefgründiger Gelehrsamkeit festgestellt worden war, daß die Oberpfälzer zwar sammlisch gemischt, in Sprache und Volkstum jedoch vorwiegend bairisch seien, wurde von einem geborenen Oberpfälzer noch gesagt, daß er die Gemeinsamkeit der Herkunft von Mittbayern und Oberpfälzern durch den gemeinsamen Gebrauch des Schimpfwortes „Latini“ erwiesen halte; das bedeute soviel wie „Meiner Latiner“ und sei eine Erinnerung an die Völkerwanderungszeit, in der die Bajuwaren mit den Römern bekannt geworden seien. „Also ein bajuwarisches Schibboleth!“ sprach einer der Tischgenossen. Das stimmte nun zwar nicht ganz; denn „Schibboleth“ (= Ihre) war, in dieser Aussprache, ein Erkennungszeichen der Galaabiter,

während die Ephraimiten, die das „Sch“ nicht aussprechen konnten, zu ihrem Nachteil an der Aussprache „Sibboleth“ erkannt wurden (Buch der Richter 12, 5—6); „Datil“ aber wäre eher als ein „Leitwort“ des bayerischen Stammes zu bezeichnen gewesen. Doch blieb man an unserem Bierisch bei dem Vergleich mit dem Schibboleth des Alten Testaments, und es dauerte nicht lange, da sagte eben jener Oberpfälzer: „Wenn nur die Franklen auch ein solches gemeinsames Sprachmerkmal hätten! Aber es ist keines da. Jede fränkische Landschaft spricht in jeder Hinsicht anders.“ Ich war damals im Augenblick nicht gemappnet genug um diesen Ausspruch zu widerlegen; doch fühlte ich, daß er nicht richtig sei. Später fand ich bei einigen Nachdenken, daß man die Rairanken doch an gemensamen Eigentümlichkeiten ihrer Sprache erkennen könne. Wer ein feines Ohr hätte, würde sie ja am Tonfall erkennen; der Ton macht die Rusit; ich will aber von deutlicheren Eigentümlichkeiten sprechen.

Und da ist denn etwas sehr Bezeichnendes für die fränkischen Leute, daß sie nicht in den Garten, in die Kirche, ins Wirtshaus gehen, sondern ne in Garten, nei die Kirche, neis Wirtshaus! Diese Ausdrucksform herrscht vom Speßart bis zum Frankenwald unbedingt; im Westspeßartgebiet findet sich daneben noch das „in“, vom Bayreuther Land werden wir unten noch sprechen. Dieser Ersatz des Verhältnismwortes „in“ ist sehr bemerkenswert. Er ist voller, er ist altertümlicher als der schriftdeutsche Gebrauch; er ist an Wirkung etwa mit dem schweren lateinischen „circum“ gegenüber dem leichteren, farbloseren „per“ zu vergleichen. Natürlich ist „nei“ nichts anderes als „hinein“, und der Franke sagt tatsächlich: „hinein den Garten, hinein die Kirche, hinein das Wirtshaus.“ Die fränkische Mundart gebraucht also einen im Schriftdeutschen nur mehr als Umstandswort gebräuchlichen Ausdruck auch als Verhältnismwort, und dies sollte aus der Mundart nicht verschwinden; ich glaube, die Gefahr des Verschwindens ist auch vorderhand noch gering.

Aber da sagt mir einer: „Dall, für die Markgrafschaft Bayreuth gült dieses Schibboleth nicht. Der Bayreuther geht „in die Pfiffa“: vergl. „Bauchschtecheta“ von Friedrich Einsiedel in der Geschichte „Die beste Deeghenna.“ — Gemach! Man beachte hier wieder einmal das außerordentlich feine Unterscheidungsgefühl der Mundarten. Freilich: in die Pfiffa, d. i. „aufs Pfiffersuchen!“ Hier hat das „in“ eine ganz andere Bedeutung und Anwendung als wenn ich sage „in den Wald.“ Und richtig heißt es auch bei Einsiedel in der gleichen Geschichte: „Dann hob i mi nei mein Lehnstuhl g'schmissn.“ Und ferner eine Seite weiter: „Dann sen mer wider weiter ganga in Waold nei.“ Das „nei“ muß dabei sein; hier nachgestellt; oder aber ganz voraus: „Er langt nei in sein Busen.“

Läßt sich nun hier wenigstens in den Randgebieten Ostfrankens ein gewisses Schwanken beobachten, so wird die Einheitlichkeit ganz rührend bei der berühmten Rehrzahlform unseres treuesten Haustieres. Denn in Franken bellen, beißen und laufen ja keine „Hunde“, sondern „Hünd“ (im Westspeßart wie im Markgrafenland entrundet in „Hünd!“). O dieses löstliche fränkische Hünd! Wir haben schon Andersstämmige gesagt, daß sie beim erstmaligen Hören dieses Plurals förmlich in die Höhe gehüpft seien. Das „Hünd“ gehört natürlich in die Reihe der fränkischen Rehrzahlbildungen, die die volle Wucht und Kraft des i = Umlauts verkünden;

es ist aber das auffallendste Beispiel. Wärdten die fränkischen Hund noch recht lange bei diesem ihrem Schibboleth bleiben!

Aber auch hier beobachte man wieder das ungemein feine, oft unheimliche Sprach- und Unterscheidungsgefühl der Mundarten. Wie deutlich klingt mir noch in den Ohren die andere Mehrzahlform, die ich als kleiner Bub von Männern des Volkes im Jörn sagen hörte: „Die Hund, die elenden!“ Hier könnte einer, dem die Gabe der sogenannten höheren Kritik ver sagt wäre, arg in die Irre gehen; er könnte sagen: „Aha, in Bamberg deutliche Spur des bayerischen Einflusses: Die Hund!“ Aber dies wäre weit gefehlt. „Hund“ in dieser Anwendung ist sicher zu erklären aus dem bestimmten Gefühl des Volkes, daß das Wort Hund hier als Metapher (Weichnis) verwendet wird und daher die gewöhnliche Mehrzahlform nicht verträgt. Zugleich klingt „die Hund“ voller, wichtiger als die umgelautete Form und konnte sich daher gerade in dieser Anwendung erhalten.

So behaupte ich denn: Wir Franken haben gemeinsame Erkennungszeichen unserer Sprache. Aber, aber! Gesezt den Fall, es lauerten heute an den Furten eines Flusses die Männer eines feindlichen Heeres stehenden Franke n auf und fragten sie, um sie auf die Probe zu stellen: „Was sind das dort für Tiere?“ — so würden viele Franken sagen: „Das sind Hund e!“ Damit würden sie ja ihr Leben retten, aber sie würden zugleich auch bekunden, daß der neuzeitliche Mensch von Jugend auf zwei Sprachen lernt und gebraucht, seine Muttersprache, das ist die Mundart, und seine Vatersprache, das ist die amtliche Sprache seines Vaterlandes, die Schriftsprache. Die alten Ephraimiten waren von solcher Doppelsprachigkeit noch unberührt; es ist ihnen schlecht bekommen.

## Wotan

Da die Wotterl sagen zum allernützlichsten Gut des Volkes gehören, wollen wir von jetzt an Merkschilde machen damit aus dem ungemein großen Eigenisich des fränkischen Volkes bringen und heute mit ein paar Sagen beginnen, die immer noch deutlich genug von dem alten fränkischen Stammegeist Wotan künden. Die Sagen sind entnommen aus *Dieckmann'sche n Schreiber*, „Von Weibern unweiblich“, Oberfränkische Volkssagen, 1827, S. 2. *Schulte*, *Nichters*. Wotan erscheint hier wie auch sonst als wilder Jäger, als Herriger des Waldreiches über Schwarzwald verleiht die Hirschbrant II, aber auch durch weltlichen Dienst in den Staatsdienst bevestaltet, als Seelenleiter (= dem allgriechischen *Herme s*) und als „Seelenverleger“; denn auch die „frommen Heilwäner“ des Fichtelgebirges hat eine vollständige und hier chronologische Umbildung des alten Gottes. Man sieht, wozu weile Wärdten ein paar höchster karmatische Volkslagen eröffnen. Ebenfalls heute auch noch sehr an in kurzen Worten die Kärntner über das alte Sagenland sprechen lassen, so will damit vorläufig nicht gelagt sein, daß etwas der Lehrer bei der Darstellung der Sagen seinen Qberem durch wissenschaftliche Erklärungen die Wichtigkeit des Gegenstandes nehmen soll; aber will er mehr, was dahintersteht.

D. Schaff.

## Der wilde Jäger im Fichtelgebirg

Der wilde Jäger, der sich früher das ganze Fichtelgebirge zur Ausübung der wilden Jagd erkoren hatte, ist dort seit längerer Zeit verschwunden. Wenn er in der Nacht mit seiner Meute daher jagte, hörte man ihn schon von ferne „Huhaha huhaha!“ rufen, worauf sofort die vielen kleinen Hunde, die ihn begleiteten, lässend einstimmten.

Als dort der wilde Jäger in der Münchberger Gegend einmal am Tage über ein Feld nahe am Walde dahin jagte und dabei unaufhörlich „Huhaha huhaha“ schrie, rief der Besitzer des Waldes: „Hör auf mit dein